

*Es ist eher ungewöhnlich, wie dieser umfangreiche, viele Motive enthaltende Roman »Finis Silesiae« (Wydawnictwo Dolnośląskie, Wrocław 2003), aus dem wir zwei Fragmente veröffentlichten, entstanden ist: 1997 stieß der Autor auf ein altes Fotoalbum, in dem die schönsten Gegenden Schlesiens abgebildet waren. Obschon die Fotos Ende der dreißiger Jahre aufgenommen worden sind, finden sich darauf keine propagandistischen Inhalte, die die Nazizeit dokumentieren würden. Ganz im Gegenteil: Sie zeigen eine ursprüngliche, unversehrte Landschaft und die Eigentümlichkeit schlesischer Orte. Dieser eigenartige Fund wurde zum »spiritus movens« der von Waniek erfundenen Geschichten, die alle um diese Fotos kreisen. So erfand er das Leben des Fotografen Paul Scholz und seiner Verlobten Brigitte Kopietz und schildert die Geschichte ihrer unerfüllten Liebe. Wanieks Buch, für das er den Preis der Polnischen Kulturstiftung 2003 erhalten hat, ist ein bemerkenswerter Versuch, mit deutschen Augen auf die Geschichte Schlesiens zu blicken, ein Versuch der Rekonstruktion einer Welt, von der es heute nur noch wenige Versatzstücke wie die gefundenen Fotos gibt.*

HENRYK WANIEK

## Finis Silesiae

### I

#### *Blick auf Bad Altheide (Fotografie)*

Er machte während jener Woche in den Bergen – es war nicht einmal eine ganze Woche, es waren lediglich sechs Tage – so viele Fotos, dass sie, aneinandergereiht, eine richtige kleine Geschichte ergeben könnten. Fast einen Film. Einen Stummfilm allerdings. Nur in Schwarzweiß. Aber es wäre vom Sonntag bis zum Samstag Bild für Bild alles zu sehen. Natürlich wird derjenige, der damals dabei war, mehr sehen. Er wird sich an Gerüche erinnern und an die von Verheißungen zitternde Luft, an den Geschmack des



ersehten Getränks, an Stimmen, Gelächter, Momente der Stille. Wer nicht dabei war, dem wird das entgehen. Er kann es erahnen. Sich seine eigene kleine Geschichte dazudenken. Denn es geht ja nicht um *die* Geschichte, die Große Geschichte. Die Große Geschichte spielt sich anderswo ab. Jenseits dieser Fotos. Auf ihnen ist nicht einmal zu sehen, was für ein Tag, was für ein Jahr es ist, wo man sich befindet. Welche Namen, Dinge, Schicksale in diese auf lichtempfindlichem Papier eingefangenen Momente eingegangen sind. Die Große Geschichte defiliert vor einem anderen Apparat. Sie bummelt nicht sorglos in den Bergen umher. Hier ist nur dieses Mädchen. Ihre Haare. Wolken am Himmel. Aber ist das 1935, '36 oder '37? Montags oder mittwochs? Wen könnte man nach diesen Dingen fragen? Denn diese drei entspannten, sympathischen jungen Leute sind bestimmt nicht mehr am Leben. Drei Personen. Die vierte, die ebenso wichtig ist, vielleicht die wichtigste von allen, ist unsichtbar. Das ist Paul. Er steht hinter dem

Apparat und drückt gerade auf den Auslöser. Er macht ein Bild von diesem Augenblick, der kürzer ist als ein Herzschlag. Nichts und niemand sieht ihn. Nichts außer dem verstohlenen Blick des Mädchens verrät seine Anwesenheit. Und niemand außer jenen, die jetzt mehr sehen möchten als dieses flache Blatt – ein Schwarzweißbildchen, das doch etwas mehr enthält. Wir wissen jetzt also schon, dass gleich hinter dem Rand des Bildes Paul ist und alles übrige, was nicht auf dem Foto ist. Das kleine Geschichtchen und die Große Geschichte bleiben vorläufig außerhalb des Objektivs. Sie haben sie nicht eingeladen zu einem gemeinsamen Foto, um sie mit dabei zu haben vor dem Hintergrund eines Junisonntags und der warmen Vormittagsstunden.

Der Verschluss hat Klick gemacht. Das war alles. Fertig. Es kann weitergehen. Der Ausflug hat gerade erst richtig begonnen.

Brigittes Vater hat ihnen das Auto geliehen.

»Ich habe Vertrauen zu Ihnen.«

Mehr hat er nicht zu Paul gesagt, als er ihm seine Tochter und dazu den schon etwas ausgedienten Adler anvertraute, den er seit fast drei Jahren nicht mehr benutzt und im Grunde nie gebraucht hat. Paul hat ihm hin und wieder als Fahrer gedient. Er hat es gern getan. Er hatte den Umgang mit Autos gelernt und sich eine Fahrerlaubnis verschafft. Er hätte sogar Berufskraftfahrer werden können. Er ist es nicht geworden. Aber vielleicht jetzt?

»Stellen Sie mich doch als Chauffeur ein«, hatte er ihrem Vater scherzhaft vorgeschlagen.

Herr Kopietz hatte ihm darauf nur überschwänglich die Hand geschüttelt, aber einen Chauffeur brauchte er nicht. Wohin hätte er ihn in diesem Zustand auch fahren sollen? Höchstens zum Friedhof. Zum heiligen Petrus. Einstweilen können sie ans andere Ende der Stadt fahren, zu Doktor Kronenberg, der sich Mühe gibt, den Zeitpunkt seiner Beerdigung so weit wie möglich hinauszuschieben. Auf der Rückfahrt schlugen sie dann gewöhnlich einen Umweg ein, um statt der staubigen Straßen etwas von den Feldern, ein Stück Wald, ein Ende vom Fluss, einen kleinen See zwischen den Halden zu sehen. Paul fühlte sich in seiner Gesellschaft ungeheuer wohl. Sie sprachen dann miteinander. Frei. Offen. Wie man eben im Auto miteinander spricht. Mit ihren Worten überbrückten sie den vierzigjährigen Unterschied der Ansichten.

»In die Berge, Herr Ingenieur, in die Berge sollten Sie fahren. Nicht auf den Friedhof, sondern in die Berge.«

Herr Kopietz lächelte. Ausgeschlossen. Er ist auf die Medikamente angewiesen. Er darf sich nicht von zu Hause entfernen. Von seiner Frau. Von den regelmäßigen Mahlzeiten. Von dem Inhalator, mit dem er Erstickungsanfälle vertreibt. Die Berge, das ist nichts mehr für ihn. Auch weite Reisen nicht. Die überlässt er anderen. Sehr gern. Da ist der Wagen. Da ist Brigitte. Mögen sie fahren und glücklich heimkehren. Als sie wegfuhr, machte ihre Mutter nicht einmal den Versuch, ihre Nervosität zu verbergen. Sie appellierte an die Verantwortung.

Zu viert fuhren sie los.

Paul. Sie. Theo, ihr Vetter. Auf dem Foto in Uniformjacke, die er eigens zu dieser Gelegenheit mitgenommen hatte. Inzwischen haben sie andere Uniformen, aber früher haben die Jungs von der Feuerwehr in solchen Jacken paradiert. Theo verkleidete sich gern. In diesem Fall wollte er den Eindruck eines Waldhüters machen. In den Bergen ist das seiner Meinung nach die beste Schutzkleidung. Du kannst überall hingehen, und keiner sagt dir was. Doch wer würde auf diese Jacke hereinfallen und ihn für einen Förster halten? Der vierte im Wagen und der zweite auf dem Foto ist Benno. Ein meisterhafter Fahrer, dritter Platz bei den Autorennen in Chemnitz, ein Studienkamerad von Theo, unter Freunden Blitzstrahl genannt. Besser als er könnte nur der Rekordhalter Rosemeyer sein. Benno ist eigen. Sein sechszylindriger Opel Admiral wäre ihm für die Gebirgsstraßen zu schade. Da war der Adler schon geeigneter. Toll, dass Herr Kopietz die Maschine Paul anvertraute, der den Platz am Lenkrad an Benno abtrat, um näher bei Brigitte zu sein, die nicht gern vorne sitzt.

Es war noch früh am Vormittag, aber es kündigte sich bereits ein heißer Tag an, Sonntag, der 20. Juni. Seit einiger Zeit benutzte man neu-altdeutsche Monatsnamen. Der Juni war der Brachmond. Die Zeit der Brache.

»Wieso Brache? Hitze würde besser passen«, klagte Theo und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Sollte man nicht vielleicht Brandmond sagen?« Er hielt es in der Feuerwehrjacke kaum noch aus. Davon abgesehen, passte alles aufs Haar: der Wagen, die Stimmung, das Wetter, die Brachfelder, zu denen sie hinausfuhr, Gänse und Hühner auf den Dorfstraßen aufschreckend und verschlafene Bauern empörend, die mit Frau und Kindern von der Kirche heimgingen. Die vier im Wagen passten prima zueinander, wenn man einmal von Bennos irritierender Schwäche für Brigitte absah. Doch Bennos Hände waren Gottseidank mit Lenken beschäftigt. Die akrobatischen Kurvenfahrten, plötzliche Bremsmanöver und andere

Mätzchen sollten sehr wahrscheinlich das zärtliche Geplauder mit Paul auf dem Rücksitz stören.

»Benno, was fällt dir denn ein?! Wir sind nicht beim Autorennen!«

Brigitte protestierte bereiteten ihm paradoxerweise Vergnügen. Ein Zeichen, dass sie ihn überhaupt bemerkte. Dass es für sie noch jemanden gab außer diesem Fotonarren. Aber was er im Rückspiegel sah, war nicht sehr verheißungsvoll. Kaum Chancen. War sie etwa in ihn verliebt? So sah es aus. Mist!

Paul hatte sich seit langem mit Fotografieren befasst, aber 1937 war es für ihn noch eher so etwas wie ein Hobby. So blieb es übrigens fast bis zum Schluss. Emsig fotografierte er alles, was ihm ins Auge fiel. Er mochte diesen Augenblick, wenn der Verschluss leise klickte. In diesem Sekundenbruchteil empfand er etwas, das er nicht beim Namen nennen konnte. Etwas Berauschendes. Leider zu kurz, um das Wesen dieses Reizes gründlich zu erkunden. Da stiehlt diese Kamera doch straflos ein Stück der sichtbaren Realität. Verbirgt deren Negativ auf der Platte. Wird zu einem dunklen Ort der Erinnerung, aus dem man das, dessen Zeugin sie war, jederzeit hervorholen kann: den Blick von Opa Adolf, der inzwischen gestorben war, die Gestalt eines Bauern, der im Schatten eines Baumes ein wenig ausruht, den Sonnenuntergang über den Feldern von Hartenberg im letzten Jahr, den tauenden Schnee auf dem Hohen Iserkamm. Alles.

Er war sogar in den Photographenverein eingetreten, wodurch er in einem gewissen Sinne zum Profi wurde. Aber das war bedeutungslos. Er rannte schließlich nicht bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen mit dem Apparat herum. Er machte nicht Jagd auf Sportler. Er gab sich nicht mit dem falschen Glanz der Reklame ab. Er verdiente an diesem Zeitvertreib eigentlich nichts, sondern legte eher etwas drauf. Seinem Fotografieren haftete etwas von Liebe an. Er mochte einfach diese angenehme Spannung, die er weder in der Gegend des Solarplexus noch in seinem Kopf orten konnte. Etwa zwei Jahre später wird Karl Klossok, ein hohes Tier beim Schlesien-Verlag in Breslau, rund 200 Bilder aus seinem Werk auswählen und zu einer fotografischen Erzählung zusammenstellen. Paul wird das als Beweis der Anerkennung und als Genugtuung empfinden. Sie wird ein wenig getrübt durch den Zusatz kurzer Abhandlungen von drei Autoren. Einer hätte genügt. Nicht sonderlich entzückt war er über dieses Geschreibe, mochte es auch von den allerbesten Autoren stammen. Noch weniger entzückte ihn dann in der zweiten, 1941 erschienenen Auflage die Erweiterung um einen vierten Schriftsteller, der patriotische Töne hineinrug. Das alles

kommt später. Einstweilen fuhren sie mit dem wackeren Adler (Baujahr 1932), in ausgezeichneter Besetzung, mit Pauls Fotoapparat als fünftem Reisegefährten.

Das Fotografieren ist eines. In jenem Jahr träumte Paul aber noch davon, einen Roman zu schreiben. Er hatte vor längerer Zeit damit begonnen, als sein Studieneifer nach drei Semestern in Breslau erlahmte. Er wäre sicherlich größer gewesen, wenn da nicht das Geld gewesen wäre. Mit leeren Taschen und dem Gefühl einer kleinen Niederlage kehrte er nach Gleiwitz zurück. Als abgebrochener Historiker bekam er eine Stelle im Stadtarchiv. Der Verdienst war miserabel, aber andererseits brauchte er auch nicht viel zu tun. Im Dachgeschoss des Rathauses schrieb er – wenn er nicht gerade mit dem schönen Fräulein Skerhut, die dort ebenfalls nichts zu tun hatte, Dame spielte – Stück für Stück an diesem seinem Roman. Als sich herausstellte, dass sie so viele Faulenzer dort nicht brauchten, wurde er entlassen. Zwei bereits fertige Kapitel fand er mäßig gelungen und eher langweilig. Eines verarbeitete er zu zwei kleinen Geschichten, die in einem Wochenblatt veröffentlicht wurden. Es hat sie wohl niemand gelesen, außer einer Handvoll Bekannter. Die Idee zu dem Roman hatte er einer Legende entnommen, die man sich in der Gegend von Tscherbenej erzählte. Als während des dreißigjährigen Krieges Hungersnot, Krieg und Pest in Schlesien herrschten, trugen sich in einem kleinen Dorf in den Bergen schreckliche Dinge zu. Raub, Kindestötung, Kannibalismus. Lieber erzählte er davon, als darüber zu schreiben. Dann brach er die Arbeit ab in der Hoffnung, dass sich bald eine Woge frischer Begeisterung einstellen würde. Die Notizen lagen brach, und er redete sich und anderen ein, dass er auf sie zurückkommen werde. Später. In einem Jahr. Oder in zwei. Irgendwann. Er musste nur wieder die richtige Witterung erwischen. Aber in dem Jahr, aus dem dieses Foto stammt, schrieb er kein einziges Wort mehr. Auch im nächsten nicht. Einstweilen fotografierte er.

Nahm er an, dass diese Fotos sich erhalten würden? Dass jemand außer den unmittelbar Beteiligten sie betrachten würde? Dass sie sich zu Bildern eines Stummfilms fügen würden? Vermutlich nicht. Er stellte sich gar nichts vor. Er dachte nicht an solche Torheiten. Und erst recht nicht an mich, der diese Bilder aus dem Schutthaufen der verfluchten Zeit ausgraben würde. Dass es sie überhaupt gibt, weiß ich erst seit kurzem. Als er sie anfertigte, war ich noch nicht auf der Welt. Ich stieß auf sie wie ein blindes Huhn, das auch einmal ein Korn findet. Ich sah ein paar alte Fotos, und an dem, was er anschaute, erkannte ich sofort, wer sie gemacht hatte. An dem – obwohl

es nur Schwarzweiß war –, was auch ich sah und sehe. Er kam mir bekannt vor. Wie jemand, der mir nahesteht. Nur dass es über sechzig Jahre her war. Ich hatte ihn, ohne überhaupt etwas zu sehen, nur auf Fotos getroffen.

Mit einem Gelegenheitskauf hatte es angefangen. Als man ihm 1934 die Entlassung aus dem Archiv mit einer symbolischen Abfindungssumme versüßt hatte, machte er in Beuthen die Bekanntschaft eines Polen, der bei der Nationalen Film Aktiengesellschaft arbeitete. Für ein paar Groschen kaufte er ihm den Apparat Marke »Voigtländer« ab. Das neueste Modell. Dieser Typ hatte später Scherereien mit der Polizei. In der Zeitung hieß es, er sei aus Polen geflüchtet und habe dort größere Unterschlagungen begangen. Antoni Pierzchalski, konnte man dort lesen, hatte im polnischen Siemianowice Schulden in Höhe von 900.000 Złoty gemacht und dasselbe noch einmal in Beuthen versucht. Er hatte den Leuten dies und das abgelistet und fremdes Gut verscherbelt. Er hatte Schmiergeld genommen oder gegeben. Er wurde erwischt und ins Kittchen gesteckt. Paul erschrak, denn der Apparat konnte ja auch aus einem Vergehen stammen. So fuhr er nach Oppeln, verkaufte ihn und bekam sogar mehr, als er dafür bezahlt hatte. Gerade genug, um sich eine neue Leica-Kleinbildkamera zu kaufen. So hatte es angefangen. Einige Jahre später besaß er sogar drei Kameras, zur Erbitterung seiner Mutter.

»Für das Geld hättest du dir einen ordentlichen Anzug und neue Schuhe kaufen sollen! Dich schaut doch kein Mädchen an.«

»Mutter, du hast keine Ahnung, was bei den Mädchen los ist, wenn sie den Apparat sehen!«, erwiderte er.

Empört schüttelte sie den Kopf. Sowas aber auch! Was machen die Mädchen? Und überhaupt, wie sind diese Mädchen von heute? Lieber nicht dran denken! Aber er fotografierte keine Mädchen. Er fuhr mit der Kamera in die Berge. Früher hatte er das ausschließlich für sich getan. Jetzt auch für die Kamera. Damit sie nicht nutzlos in der Schublade lag. Und um mehr zu sehen als mit den eigenen Augen. Um auch das noch zu sehen, was es nicht mehr gab. Denn mit jedem Augenblick verschwindet ein Stückchen der Welt. Zu schnell. Und anscheinend immer schneller. Alles rast. Einen Moment lang ist es da und dann schon nicht mehr. Fotografieren ist gewissermaßen eine Beschwörung der Zeit; eine Art Gedächtnis; eine Magie, die für immer festhält, was danach schreit, bewahrt zu werden; es waren Momente, in denen man wenigstens mit einem Bein im Himmel stand und die reine Wahrheit sah. Sie altern nicht. Sie ändern sich nicht. So ist es gewesen, sagt das Bild. Und wenn es auch nicht alles sagt, so lügt es doch nicht.

Das war wohl der Grund, weshalb er sich überhaupt damit beschäftigte. Denn was sonst hätte ihn so restlos mit dem Fotoapparat verbunden? Paul gibt auf diese Frage keine Antwort mehr, doch verschiedene, wenngleich niemals erschöpfende Antworten haben sich auf den Fotos erhalten. Einige kann man hören, wenn man die Ansichten von vor über sechzig Jahren betrachtet. Man kann ihn – Paul – erblicken, ohne ihn zu sehen. Ja, man kann sogar für diese eine Hundertstelsekunde eines Junitages vor sechzig Jahren zu ihm werden, wie er in den Sucher der Kamera blickt. Zu seinem Auge. Zu der Leica in seiner Hand. Zum Besucher einer sonnigen Landschaft, der sich für einen Moment der Großen Geschichte entzogen hat. Und in ein kleines Geschichtchen hineingeraten ist. Zu Paul, der auf den Auslöser drückt. Der den Gefährten zuruft, dass die Aufnahme fertig ist. Im Apparat hat es gesurrt, und das Leben ist weitergegangen. Sie dürfen sich bewegen.

Zehn Minuten, vielleicht eine Viertelstunde vorher, gegen Mittag, haben sie am Feldrain haltgemacht. Benno war tatsächlich ein glänzender Fahrer. Der Adler, von der Fahrt schon reichlich erhitzt, hat die steile Anhöhe schwungvoll genommen. Jetzt darf er sich ausruhen. Die unermesslichen Vorräte an Stille in der Luft, darin die Stimmen der Vögel und das Rauschen des Windes, warteten nur auf das Abstellen des Motors. Die Sonne enthüllte den Reichtum der Bergkämme und der fernen Horizonte. Sie setzten sich ins Gras und aßen die belegten Brote, die die fürsorgliche Trudi ihnen für die Fahrt mitgegeben hat. Theo, der während der Fahrt die meiste Zeit gedöst hatte, war munter geworden. Er hatte wieder diese Feuerwehrmann-Förster-Jacke angezogen und führte seine gymnastische Obsession vor. Der Körper diene ihm dazu, auf Verlangen fünfzig Liegestütze zu machen. Der Kopf ist zum Stehen, die Hände sind zum Gehen da. Die Beine müssen in den Nacken gelegt werden. Der Mensch soll, wann immer die Gelegenheit sich bietet, wieder zum Affen werden, zum Ruhme Darwins. Mit der Stulle zwischen den Zähnen ist er auf einen Baum geklettert, von wo er wie mit einem Periskop in die Ferne schaute. Er hat sich in einen Radioreporter verwandelt, der vom Zug der Wallfahrer berichtet, der von dort aus angeblich zu sehen ist. Blinde, Bucklige, Aussätzige, Beinlose, Epileptiker, Gelähmte, Verrückte in bunten Lumpen, Bettler, unglückliche Magistratsbeamte, ja sogar einige Arschlöcher in Galauniform. Ein großer Haufen Leute! Alle streben dem Sanktuarium entgegen, wo ein Wunder ihr Leben verwandeln wird. Es wird sie von Skrofeln und vom Kropf befreien. Es wird ihnen die Gliedmaßen und den Verstand, die ihnen fehlen, zurückgeben. Es

wird sie mit der göttlichen Barmherzigkeit versöhnen. Aber noch gehen sie und bestreuen ihre Leiber mit Asche. Sie weinen. Sie jammern. Sie erheben ihre Blicke zum Himmel. Sie lachen. Sie singen fromme Lieder. Sie salutieren. Achtung! Gleich werden sie hinter der Kurve hervorkommen! Theo brauchte seine fünf Minuten Alberei. Er brachte sie gern zum Lachen, und so lachten sie. Um ihm Freude zu machen. Es war schön und fröhlich. Euphorie erfasste sie. Dieser Ausflug war eine tolle Idee.

Angesichts der fröhlichen Stimmung, des sonnigen Himmels und der fernen Horizonte musste Paul es tun. Er ging zum Wagen. Obwohl sie schon weiterfahren wollten, holte er den Apparat hervor. Er stellte das Stativ auf der anderen Seite der Chaussee auf. Sie taten ihm den Gefallen und blieben, wo sie waren. Nur ganz kurz. Schade um die Zeit. Deshalb beeilte er sich. Es war nichts geworden. Nochmal. Beim dritten Mal klappte es. Endlich. Sie sammelten ihre Sachen ein. Sie liefen über die Wiese und die Chaussee. Sie sprangen ins Auto. Benno betätigte die Kurbel. Sie fuhren los. Ein bisschen Zelluloid, eine Prise Bromsilber, ein wenig Entwickler und Fixiersalz und lichtempfindliches Papier werden diesen Augenblick in Kürze wieder sichtbar machen. Und siehe da: Jener Mittag wird, obwohl er über sechzig Jahre zurückliegt, niemals enden. Sobald wir hinschauen, ist er wieder da.

Jetzt hat Paul sich neben Benno gesetzt. Er wollte ihm den Weg zeigen. Kurz darauf haben sie Bad Altheide – heute heißt es Polanica Zdrój – passiert, das den Hintergrund der Szene auf dem Foto bildet. Alle nase-lang schaute er zurück. Um sich zu vergewissern, dass es kein Traum war. Dass Brigitte dort sitzt, im Mund einen Grashalm von der Wiese, die sie zurückgelassen haben, die jetzt nur noch ein Bild ist. Dass Theo wieder eingedöst ist, weil er im Auto keine Kunststücke machen kann. Dass alles nach hinten zurückweicht, während das Auto in den Raum eindringt. Er hat den Kopf umgedreht und es gesehen wie ein Foto: sie, den schlafenden Theo, die Staub- und Abgaswolken, die sich hinter ihnen ausbreiten.

»Weshalb fotografierst du so viel?«

Das war Brigittes Frage. Sie stellte sie später. Sechs Tage danach, als sie nolens volens von hier wegfahren, denn nichts währt ewig. Er wusste nicht, was er antworten sollte. Weshalb so viel? Das heißt: wie viel? Er hatte keine Ahnung.

»Na gut, wenn du willst, sag ich's dir. Das ist meine Art, dich zu erobern. Es ist nichts anderes als Verführung, das siehst du doch selber. Bild für Bild,

so dass es sich zu etwas Größerem fügt. Ich fotografiere die Landschaft, weil sie schön ist. Mit dir ist es genauso. Du bist ebenfalls eine schöne Landschaft. Wir verführen dich – ich und mein Apparat.«

Er und sein Apparat. Sie lächelte, was hätte sie auch sonst tun sollen? Das Lächeln mag ihm genügen. Es ist mehr als Worte. Vielleicht wird er einmal begreifen, dass sie keine Landschaft ist.

Als ein gewisser Koslik – wir werden ihn zu gegebener Zeit kennenlernen – ein Jahr später von Paul Fotos für die Zeitung wollte, aber solche, wissen Sie, auf denen man den Gesang der schlesischen Erde hört, dachte Paul sofort an dieses Foto. Genaugenommen war es nicht mehr Schlesien, aber das wussten nicht einmal die dortigen Bewohner selbst. Die Glatzer Gegend, »Grafschaft« genannt, gehörte erst seit zweihundert Jahren zu Schlesien. Aber das Mädchen, das verstohlen zu Paul hinblickt, fast vorwurfsvoll, weil er sich mit dem Apparat so weit entfernt hat, das war aus Schlesien. Die Anwesenheit dieses Mädchens auf dem Foto sollte die Wünsche des Redakteurs Koslik befriedigen.

Über ein halbes Jahrhundert später, im Jahr 1998, ermitteln wir genau die Stelle, wo der Fotograf mit dem Apparat unter einem Ahorn gestanden hat. Das Bild wurde am Rande eines Dorfes gemacht, das seit jeher Oberschwedeldorf hieß. Heute Szalejów Górny. Von dem Ahorn keine Spur mehr. Längs der Straße wachsen inzwischen andere Bäume. Mit Teresa, die dort wohnt, bin ich über die Felder zwischen Szalejów Górny und Polanica Zdrój gegangen. Es ist nicht einfach, genau die Stelle zu finden, wo vor sechzig Jahren der Verschluss des Apparats nüchtern klickte. In dem Wissen, dass schon das Objektiv das Bild verändert und auch der Fotograf manches entstellen kann, suchten wir nach dem, was in diesen Jahren verschwunden war, was in den aufeinanderfolgenden Wogen von Veränderungen und Zerstörungen untergegangen war. Ich selbst erinnere mich an Bäume, Bauten, Dörfer, ja sogar ganze Kleinstädte, von denen nicht ein Hauch übriggeblieben ist. Nur auf Fotos haben sie überlebt.

Gewiss, in groben Umrissen steht Bad Altheide noch an seinem alten Platz. Manche der Dinge auf dem Foto scheinen sich gleich geblieben zu sein. Doch wenn man zu den Einzelheiten kommt – das fängt schon beim Namen an –, existiert es nicht mehr. Aber als wir in der Bewaldung, die den größeren Teil der Stadt überwachsen hat, nach dem Turm der zweiten Kirche suchten – auf dem Foto ist er noch zu sehen –, fanden wir ihn nicht. Er wurde in den sechziger Jahren zerstört. Viele der Häuser von Pauls Foto

würden wir selbst bei Kerzenlicht nicht finden. Felder, die einst bestellt wurden, sind verfallen. Das Brachland hat zugenommen. Und was aus den Einwohnern wurde, ist bekannt.

Schließlich fanden wir den Punkt auf einem unbenutzten Parkplatz, der mit Plastik- und Glasabfällen übersät war. Dort stand das ausgebrannte Wrack eines Lastzuges, Opfer eines Banditenüberfalls im letzten Jahr, in Brand gesteckt, um die Spuren zu verwischen. Ein Kerl war dabei, den Laster mit einem Schweißgerät zu zerlegen, möglicherweise nicht ganz legal. Er schaute misstrauisch. Insgesamt war es dort nicht angenehm. Wir holten den Fotoapparat hervor. Der Kerl ließ die Arbeit liegen und verschwand. Wir machten Fotos. Eines Teresa. Eines ich. Zu Ehren des sechzigsten Jahrestages jener Welt, die für Paul und sein Objektiv noch ein richtiges, lebendiges Paradies gewesen war. So stelle ich es mir zumindest vor.

Paradies? Vielleicht nicht ganz. Ich weiß nicht, wie ich das begeisterte Wohlergehen in den besten Zeiten des Dritten Reiches, als noch nichts auf den späteren Verlauf hindeutete, ertragen hätte. Was hätte ich getan, gefühlt, gedacht? Ich weiß es nicht. Vielleicht hätte ich mit der Masse der Millionen Bürger des herrlichen Landes den ausgestreckten Arm hochgereckt. Für sein weiteres Wohlergehen. Für die ganzen versprochenen tausend Jahre. Schluss mit dem düsteren Dahinvegetieren! Nicht mehr der fremde Knüppel über dem eigenen Kopf. Schluss mit dem Diktat der dummen amerikanischen Allwissenheit. Bestimmt hat dieses Wohlergehen allen – mit kleinen Pausen – den Kopf verdreht. Das war doch endlich ein Leben! Wie niemals zuvor. Wie nirgendwo anders. Wer hätte schon an geringfügigen Störungen der allgemeinen Schönwetterlage Anstoß genommen? Ähnlich, wenn auch ein klein wenig anders als in den Zeiten Bieruts, Gomułkas, Giereks und so weiter, die ich selbst kennengelernt habe, als die Versprechungen zahlreicher waren als die Erfüllungen. Also wirklich, ich weiß es selber nicht. Wer und was wäre ich damals gewesen? In diesem Paradies. Paradies?

Auf dem Foto sieht man alles, was jetzt wiederbelebt werden soll: einen sonnigen Sonntag, heitere Menschen, ihr Lächeln und die Stimmungen von damals, festgehalten auf dem Negativ. Natürlich ohne das nationale Dekor. Ohne eine Spur des Dritten Reiches. Auch ohne die karikaturhaften Retuschen, welche diejenigen, die aus Schaden klug geworden waren, später an jener Epoche vorgenommen haben. Ohne Anklagen. Ohne das nicht endende Schuldgefühl. Ohne Angst vor der Höhe, aus der man vom Himmel in die Hölle stürzt. Einstweilen haben wir einen sonnigen Sonntag, den 20. Juni 1937. Glaube, Hoffnung und Jugend. Vielleicht sogar Liebe? Gleich

wird sich das Auto in Bewegung setzen. Sie fahren weiter. Bis zur nächsten Kreuzung, wo auf dem Wegweiser steht: ALBENDORF 9 KM. Sie biegen rechts ab. Verschwinden aus dem Blickfeld. Der Staub senkt sich wieder auf die trockene Straße. Aber das Bild, aus dem sie mit einer Geschwindigkeit von 70 Kilometern pro Stunde hervorgebrochen sind, bleibt dort, wo es gemacht wurde. Am Rande eines Dorfes, das Oberschwedeldorf hieß. Es wird dort verweilen und geduldig warten. Nur es allein, denn jene entschwinden hinter der ersten und zweiten Kurve. Hinter dem dritten, dem zehnten, dem sechzigsten Jahr. Auf dem Foto bleibt das Unzerstörbare erhalten; nach sechzig Jahren immer noch dieselbe Mittagshitze eines Junitages. [...]

### III

»Die Fotografie kann beredter sein als die beste Journalistenfeder.«

Das sagt Chefredakteur Koslik, der selber die Feder nicht übel zu schwingen versteht, aber wohl noch nie eine Kamera in der Hand hatte. Er braucht nicht unbedingt an das, was er sagt, zu glauben. Er redet nur so, um den Experten zu spielen. Er nimmt einen Stoß Fotos zur Hand. Er geht sie der Reihe nach durch. Er hält sie von sich weg. Er holt sie näher heran. Er nimmt die Brille ab. Auf einigen verweilt sein Blick länger. Andere legt er zur Seite. Er überlegt hin und her. Er wählt aus. Er spielt diese Rolle perfekt. Seine Vorgesetzten Kirsch und Müller wollen, dass die »Ostdeutsche Morgenpost« (bis 1921 hieß sie »Beuthener Zeitung« und war eine Zeitung mit Renommé und Tradition) zur besten Tageszeitung der Region wird. Auch hinsichtlich der Fotos. Er hat keine Wahl. Man hat ihm diese Aufgabe übertragen, und er muss sich als hundertprozentiger Kenner der Fotografie erweisen.

»Die deutschen Zeitungen schlafen!«, schreit Dietrich, der oberste Pressechef der Partei, in Berlin.

»Alle deutschen Zeitungen müssen aufwachen zur großen nationalsozialistischen Tat!«, schürt er den Eifer von Dr. Goebbels.

Kirsch und Müller beziehen das auf sich, als hätte man in Berlin vor allem an die »Ostdeutsche Morgenpost« gedacht. Als hätte der Minister persönlich mit dem Finger gedroht. Es ist ja auch wahr. Zu wenig haben sie an das Volk gedacht. Jetzt duldet es keinen Aufschub mehr. Eines Tages beschließen sie also, die Zeitung zur großen Tat aufzuwecken. Vor allem in jeder Nummer

auf der ersten Seite ein zweiseitiges Foto. Außerdem Zeichnungen. So viele gute Zeichnungen wie möglich. Es gibt hier ja schließlich Zeichner, oder? Und wenn nicht, holt man sich Zeichnungen aus Berlin, Frankfurt, Breslau. Egal woher. Auf jeden Fall soviel Bildchen wie möglich. Nichts prägt die Emotionen des Volkes so sehr wie ein bildlicher Reiz. Ja, und natürlich Sport. Texte selbstverständlich auch, aber kurz und sachlich. Das ist kein Problem. Man braucht nur diese intellektuellen Flausen wegzulassen. Vor allem aber Fotos! Hier versteht man doch wohl, Bilder zu machen, oder? Koslik, holen Sie sofort die besten Fotografen der Stadt zusammen. Aber rasch. So rasch wie möglich. Der Reichsminister schreit nämlich immer lauter. Immer schneller. Es ist keine Zeit zu verlieren!

Seit einer Woche trifft Koslik sich mit den Fotografen. Täglich. Von morgens bis abends. Es ist zum Verrücktwerden. Sie kommen, einer nach dem anderen. Und jeder hält sich für den besten. Die Beweise ihres Talents breiten sie vor ihm auf dem Schreibtisch aus. Sie prahlen. Sie nötigen ihm Komplimente ab. Ein Überfluss an Erzmeistern. Koslik kennt sich mit der Fotografie nicht aus, aber er kann lächeln, fremde Weisheiten nachplappern, Begeisterung vortäuschen. Er hat die Wahl, denn jetzt decken ihn alle mit Fotos ein. Darunter auch Paul.

Dass man einen Fotografen sucht, hat er von der Redaktionssekretärin erfahren, Frau Margarethe Georgi. Gewiss macht er Fotos nur aus Liebhaberei, aber doch durchaus fachmännisch. Er hat einen guten Apparat, Erfahrung, ist fleißig. Also hat er ein gutes Dutzend Proben ausgewählt und hingebacht. Koslik hat sie anscheinend schon irgendwo gesehen. Oder nur von ihm gehört. Vielleicht durch Frau Georgi? Sie versteht immer die erforderlichen Leute aufzutreiben. Sie ist unersetzlich. Früher hat sie beim Fotohaus Germania in der Bahnhofstraße 32 gearbeitet. Paul Scholz ist als angehender Fotoamateur mit jeder Bagatelle zu ihnen gegangen. Er hat sich von Stefa Katz, einer schon älteren und erfahrenen Fotografin, die Ratschläge angehört, die sie ihm gern erteilte. Er ist sogar von Gleiwitz aus gefahren, obwohl es ja auch dort an Fachleuten nicht fehlte. Im Übrigen hat er sowieso jeden freien Augenblick in Beuthen verbracht. Wahrscheinlich wegen Brigitte Kopietz, die er später beinahe geheiratet hätte. Frau Georgi kannte sie und ihre Eltern, denn sie wohnte drei Häuser weiter. An der Eichendorffstraße, nicht weit vom Stadtpark, wo alle sich kennen und alles über einander wissen. Für niemanden, der dort wohnte, war das Pärchen Brigitte und Paul ein Geheimnis. Ein vorzügliches Thema für das stille Viertel; für Köchinnen, Zimmermädchen, Wäscherinnen und

Putzfrauen, die sich vor allem mit dem Leben ihrer Arbeitgeber befassen. Das schöne Mädchen und der nicht hässliche Bursche wussten gar nicht, wie aufmerksam sie beobachtet wurden. Gottliebs Laden, wo die meisten Haushälterinnen aus der Eichendorffstraße und den angrenzenden Straßen ihre Einkäufe machten, war der Ort, wo Klatsch und Tratsch ausgetauscht wurden.

»Die kleine Kopietz könnte was Passenderes finden. Eine angesehene und reiche Familie, aber er, man weiß nicht mal, wo er her ist. Aus Gleiwitz. Was hat er dann hier zu suchen? Was erhofft er sich? Der will wohl zu hoch hinaus. Aber mit Einzelkindern ist es immer dasselbe. Nichts als Scherereien. Wenn schon ein Kind da ist, muss man für ein weiteres sorgen. Am besten sind drei.«

Frau Margarethe wurde, wenn sie solche Äußerungen hörte, rot vor Empörung, obwohl sie nicht an sie gerichtet waren; gleichwohl trug sie mit größter Höflichkeit ihre abweichende Ansicht vor. Selbstlos verteidigte sie Brigitte und Paul. Auf Streitereien mit Haushälterinnen und Köchinnen konnte sie gut und gern verzichten, aber es gab Gehässigkeiten, die sie aus der Fassung brachten. Menschliche Niedertracht konnte sie nicht schweigend hinnehmen. Aber keiner scherte sich um ihr Gerede. Von der Kundschaft innerhalb und außerhalb des Ladens wurden weiterhin die Probleme von Einzelkindern und Hergelaufenen aus Gleiwitz durchgehechelt. Nur dass man jetzt, wenn diese scheißfreundliche Georgi auftauchte, die Stimme dämpfte oder das Thema wechselte. An Themen war schließlich kein Mangel. Sehr reizbar, diese alte Jungfer. Sie hatte Paul, der ein bisschen in Brigitte und ein bisschen in die Fotografie verliebt war, ins Herz geschlossen. Er versuchte, diese beiden halben Lieben zu etwas Ganzem zusammenzufügen. In der einen Hand hielt er den Apparat, in der anderen die Hand des Mädchens. Sie traf die beiden bisweilen im Park. Er kannte Frau Georgi noch vom Fotohaus. Sie grüßten einander. Sie führten ein kurzes Gespräch. Einmal machte er Fotos von ihr, unter den Kastanien, vor dem Springbrunnen. Auf dem einen sie mit Brigitte. Auf dem anderen sie allein. Er schenkte sie ihr. Sie rahmte sie ein und hängte sie im Vorzimmer auf. Als die Redaktion dann einen Fotografen suchte, dachte sie sofort an ihn. Sie rief bei Brigitte an und bat sie, ihn zu bewegen, in der Redaktion vorzusprechen. Er solle kommen und mit Koslik reden.

Jetzt kamen sie also seit einer Woche mit ihren Fotos zur »Ostdeutschen Morgenpost«, einer nach dem anderen, Bekannte, auch Bekannte von Bekannten, Verwandte und Verschwägerte. Von außen betrachtet hätte

man denken können, dass hier, wie immer und überall, alles von Beziehungen abhängt. Kurz, Cliquen- und Klüngelwirtschaft. Speichelleckerei und Intrigen. Sollte nur einer, der wirklich fähig war, aber bescheiden und ohne Protektion, versuchen, Arbeit zu bekommen. Pustekuchen! So denkt man im Großen und Ganzen, und manchmal sagt man es sogar. Aber in diesem Fall hätte sich der missgünstige fremde Beobachter getäuscht. Der Chefredakteur hatte hier nichts zu melden. Koslik war nur eine Schachfigur in den Händen von Kirsch und Müller, und sie waren nur Schachfiguren in den Händen des Volkes, des Ministeriums, des Führers und der Geschichte.

Das erste Treffen zwischen Paul und dem Redakteur verlief ungemein positiv. Rasch stellte sich heraus, wie vieles sie verband. Auch Koslik liebte die Musik Schuberts. Genau dieselben Werke. Das »Trio h-moll«, die »Zweite Symphonie«, das »Ave Maria«. Oder die Berge! Sie kannten dieselben Orte. Seltsam, dass sie sich dort noch nicht begegnet waren. In Bad Reinerz zum Beispiel oder in Carlsberg. Beide empfanden das Breslauer Rathaus – ein Foto von ihm war unter Pauls Proben – als unübertrefflich schön. Sie bewunderten beide dieselbe Filmschauspielerin, sagen wir Ilse Werner oder Marika Röck. Es verband sie der Enthusiasmus für den Diskuswerfer Schröder, dessen 1935 aufgestellter Weltrekord – 53,10 m – bislang unangefochten war. Man konnte meinen, dass nichts sie trennte. Außer dass Koslik vom Fotografieren und Paul von den Verhältnissen in der Redaktion keine Ahnung hatte.

Während sie sich unterhielten, schaute der Redakteur die Fotos durch. Er wählte einige aus und legte sie zur Seite, so als wären sie besser als andere. So als eigneten sie sich besser für die Zeitung als jene, die er Paul zum Abschied zurückreichte. Unter den ausgewählten waren Fotos, auf die Paul stolz war, auch wenn nicht viele erkannten, was auf ihnen seiner Meinung nach die Hauptsache war. Die Hauptsache war zum Beispiel der kokette Blick von Brigitte, wie sie da mitten auf dem Feld stand, in dem abgemähten Gras, mit der fernen Stadt und dem Massiv des Habelschwerdter Gebirges im Hintergrund. Aber Koslik erkannte es natürlich auf Anhieb. Er rückte die Brille zurecht. Er sah sich das Bild an, beugte sich darüber. Kannte er vielleicht auch Brigitte und ihre Eltern? Es waren ja nur zwei Querstraßen von hier. Er hielt das Foto für gut. Sehr gut. Ausgezeichnet.

»Alle sind hervorragend. Aber fürs Erste nehme ich diese vier.«

Er hatte keinen Zweifel, dass auch seine Chefs davon begeistert sein würden. Er versprach, sich für Paul einzusetzen. Er sagte, er zähle auf seine Zusammenarbeit. Auch hielt er einen kurzen Vortrag über die Zeitung. Ihr

Werbeslogan »die führende Zeitung Oberschlesiens« sei eine Verpflichtung. Die Leser sollten ein frisches, künstlerisch wertvolles Schlesien geboten bekommen. Abnehmer der Zeitung seien vornehmlich Deutsche beiderseits der Grenze. Aber um die Grenze brauche man sich nicht zu kümmern. Die Zeitung werde auch von Polen gekauft. Sie sollten es auch sehen. Sie sollten lernen, wie Schlesien in den Zeitungen auszusehen hat. Die »führende schlesische Zeitung« habe außer Zweigstellen in Gleiwitz, Hindenburg und Ratibor auch eine polnische Filiale in Kattowitz. Das definiere ihre zivilisatorische Aufgabe im Grenzbereich Deutschlands. Wir müssen ihnen unsere Überlegenheit zeigen. Sie an die Zivilisation heranzuführen!

Obwohl sich die Namen ähnelten, unterscheidet sich die »Ostdeutsche Morgenpost« von der »Deutschen Ostfront«. Der Unterschied sei nicht groß, aber immerhin. Jedenfalls würden hier nicht die Erinnerungen des Hauptmanns von Heydebreck abgedruckt, der 1922 die polnischen Aufständischen fertiggemacht hatte. Hier mache man sich nicht lustig über polnische Tölpelhaftigkeit. Der deutschfeindliche Kreuzzug polnischer Bürokraten werde nicht gebrandmarkt. Man werde nicht mit fetten Lettern auf der ersten Seite übertreiben. Man werde keine scharfen rhetorischen Fragen stellen wie »Ist Beuthen eine deutsche oder eine polnische Stadt?«. Natürlich sei es deutsch. Man brauche ja nur auf die Karte zu schauen. Wenn einer dann noch Zweifel habe, könne er ja die »Deutsche Ostfront« lesen. Die »Morgenpost« solle demgegenüber eine ganz andere Zeitung sein. Kein Revolverblatt. So sieht es Koslik. Aber kein Wort über Politik. Über das Volk, über große Taten und die Lehren von Dr. Goebbels – nichts.

Gewiss, zum Abschied murmelte er »Heil Hitler«, aber so, wie es mittlerweile fast alle machten. Man schwenkt den Arm. Man murmelt eine Formel. Um des lieben Friedens willen. Die Andeutung eines Lächelns dabei ist Paul nicht entgangen. War es vielleicht gar nur scherzhaft gemeint?

Aber die Möglichkeiten, Zeitungen zu machen, die sich voneinander unterscheiden, sind gering. Werden immer geringer. Nehmen ab. Gehen gegen Null. In allen Blättern dieselbe Sprache. Koslik stört das letztlich nicht. So ist nun einmal die Zeit. Aber was weiter? Er weiß, dass er aufpassen muss. Ein besserer Chefredakteur findet sich jederzeit. Und zwar mit Empfehlungen, die Kirsch und Müller keine Wahl lassen. Ihn werden sie auf der Stelle vergessen. Aus dem unersetzlichen Koslik kann ein entbehrlicher Koslik werden. Man muss aufpassen. Sich anstrengen. Tag für Tag

ein zweispaltiges Foto auftreiben. Viele Bilder. Und wenn er sie aus dem Boden stampft. Und wenn es auch zum Nachteil der Feder ist, die er nicht übel zu handhaben weiß. Alle wissen, dass er der beste Journalist der Stadt ist. Koslik, das ist doch ein Name von Gewicht. Sein einziger Nachteil ist, dass er mit Karl Koźlik assoziiert wird. Und der hat noch bis vor einiger Zeit – letztthin allerdings immer weniger – sein Polentum dermaßen zur Schau gestellt, als würde er dafür bezahlt. So ein Idiot!

»Mit dem bin ich auf keinen Fall verwandt. War ich vielleicht mal.«

So scherzt Koslik, wenn man ihn danach fragt. Karl, der in Beuthen ebenso bekannt ist wie der Herr Redakteur, nur dass er einen übleren Ruf hat, ist für die Stadtbevölkerung ein unerträgliches Ärgernis. Wer so heißt wie er, kann sich wie ein Verbrecher vorkommen. Koslik erwägt sogar, seinen Namen zu ändern. Aber noch kann er sich nicht dazu entschließen. Immerhin hat er sich seinen Ruf als Journalist unter dem Namen Egon Koslik erworben. Wenn man dreiundvierzig ist, kann man nicht von einem Tag auf den anderen zu Egon Hering werden. So lautete der Mädchename seiner Mutter.

»Aber vielleicht übertreibe ich es ja auch mit diesem Namen. Ich bin wohl etwas dünnhäutig geworden.«

»Ach was. Keineswegs. Alle werden verstehen, was das bedeutet«, ermuntert ihn Rudolf Zimmer, Amtsleiter der Partei aus Broslawitz, ein alter Kumpel von ihm. Noch aus Kriegszeiten. Gänzlich überflüssigerweise hat er ihm seine Zerrissenheit gestanden.

»Ich überleg's mir noch.«

Er überlegt hin, überlegt her, aber vorläufig tut er nichts. Einen Teil seiner Verwandtschaft muss er dann wohl abschreiben. Karl kennt er schon nicht mehr. Weder auf der Straße noch sonstwo. Und damit basta. Wer unbedingt Streit sucht und nichts zu verlieren hat, kann es von ihm aus gerne machen. Denn die Zeiten, die in einer Hinsicht nicht übel sind, sind in anderer Hinsicht ziemlich kompliziert. Koslik spürt, dass er sie irgendwie überstehen muss, ohne seine Haut zu verkaufen. Man kann sagen, was man will, aber bei der »Ostdeutschen« ist es noch auszuhalten. Die Frage ist bloß: wie lange noch? Wenn die deutschen Zeitungen zu den Aufgaben erwachen, die ihnen vom Volk gestellt werden – und Kirsch und Müller hören sich die Reden von Goebbels sehr aufmerksam an –, hat er keine Wahl. Dann wird Koslik nicht umhin können, auf ihren Spuren zu wandeln. Gehorchen muss er. Nichts zu machen. Aber einstweilen muss er etwas mit der Zeitung machen. So viele Fotos und Zeichnungen wie möglich.

»Es war mir ein Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten. Wir werden uns hoffentlich wiedersehen«, sagte er, um das Ende des Gesprächs anzudeuten.

Paul war glücklich, und nie wäre er darauf gekommen, in dem breiten Lächeln die berufsmäßige Heuchelei wahrzunehmen.

Koslik raffte Pauls Fotos, die er zur Seite gelegt hatte, zusammen. Fräulein Margarethe sagte, er sei ein begabter Fotograf. Sie kennt sich darin aus. Er hatte also einige ausgewählt, die man auf jeden Fall drucken kann. Und als Proben hatte er weitere bestellt. Solche, auf denen etwas spezifisch Schlesiendes zu sehen war. Landschaften? Ja, natürlich. Es dürfen Landschaften sein.

»Man sollte darauf aber vor allem unsere Heimat sehen. Schlesien und Schlesiertum. Das brauche ich wohl nicht zu erklären. Ich sehe, dass Sie es auch ohne meine Hilfe richtig verstehen. Hier ist der Zettel für die Kasse, wo man Ihnen einen Vorschuss auszahlen wird. Und bitte so rasch wie möglich die nächsten Fotos.«

Paul schaute verstohlen auf den Zettel. Nicht übel für den ersten Vorschuss seines Lebens. Aber was hatte es nur mit diesem »Schlesiertum« auf sich? Wünschte der Redakteur auf den Fotos Fahnen, Jungs vom Arbeitsdienst bei der Arbeit, Defilees der Hitlerjugend, SA beim Sammeln für das Winterhilfswerk und dergleichen? Hatte er detailliertere Anregungen? Solche Fragen hatte der Chefredakteur nicht gern. Er stellte sein berufsmäßiges breites Lächeln ab. Plötzlich fiel ihm eine wichtige Verabredung ein, und eilig verabschiedete er Paul.

»Fotografieren Sie, was Ihnen gefällt. Mit Fahnen oder ohne, egal. Hauptsache, es ist heimatlich. Heil Hitler.«

Wieder diese Andeutung eines Lächelns. Vielleicht zum Zeichen seiner Wohlgesonnenheit?

Wie hatte er das zu verstehen? Möglicherweise ging es ihm doch um Bergwerke, Hütten und die Silhouetten von Fabriken. Um die Industrie. Um schmunzelnde Bergleute, die sich nach der Arbeit in Segelflieger und Sportschützen verwandeln. Um neue öffentliche und politische Bauten. Und natürlich um Fahnen. Die waren ja im Übrigen gar nicht zu vermeiden. Jeder Zentimeter der Realität war von ihnen erfüllt. Paul mochte sie nicht, diese im Wind flatternden roten Tücher mit einem weißen Kreis in der Mitte, der von einem Kreuz durchgestrichen wurde. Das hatte er noch nie fotografiert. Anderen gelang das besser. Dazu taugte er nicht. Es war nicht sein Stil.

»Ohne. Selbstverständlich ohne irgendwelche Fahnen. Sie machen so schöne Fotos.« Frau Georgi befreite ihn eindeutig von seinem Dilemma.

Ihre Meinung – immerhin arbeitete sie hier – zerstreute Pauls Zweifel. Frau Margarethe ist immer so freundlich und kennt sich in den Dingen aus. Wer hätte gedacht, dass sie in einem halben Jahr ihre Arbeit, ihre Wohnung und ihre Beziehungen verlieren wird? Sogar Koslik selbst wird wegen dieser Jüdin Schwierigkeiten bekommen. Das hatte er nicht gewusst? Das hätte er wissen müssen! Was ist das für ein Chef, der solche Dinge nicht überprüft? Was für ein Journalist? Was für ein Deutscher?

»Wenn es bei diesem einen Mal bleibt«, wird ihn der Gestapo-Beamte großmütig warnen. Aber das ist erst ein halbes Jahr später.

Nach dem einstündigen Gespräch trat Paul ins Freie, und für einen Apriltag war es ungewöhnlich heiß. Er wechselte auf die schattige Straßenseite hinüber. Hier umwehte ihn der Gestank der vis-à-vis gelegenen Schlachtereier. Über die Mauer hinweg war das unangenehme Gebrüll des zusammengepferchten Viehs zu vernehmen. Es hätte ihm hier ja alles gefallen, wäre da nicht dieser Geruch gewesen, den der Südwind herbeitrug, und das Gequieke der abgestochenen Spanferkel. Aber den zweistöckigen Sitz der Redaktion mit der ausgedehnten Druckerei im Parterre betrachtete er voller Hochachtung. Die modernste in Beuthen. Eine seriöse Firma. Gegen einen Posten in diesem Gebäude hätte er nichts. Gern würde er sich dem Fotografieren widmen. Ausschließlich ihm. Umgehend würde er von Gleiwitz herziehen, und mit der Fahrerei wäre dann Schluss. Voller Hoffnung im Herzen ging er in Richtung Stadtmitte, wo er mit Brigitte verabredet war. An der Kreuzung Industriestraße und Ludendorffstraße blieb er unschlüssig stehen. Wo ging es lang? Er bog rechts ab.

Wer hätte gedacht, dass jene Industriestraße auch heute noch, sechzig Jahre später, mit einer für die Straßen schlesischer Städte verblüffenden Korrektheit ulica Przemysłowa heißt? Sie endet genau an dieser Ecke, an der eine andere Straße beginnt. Früher hieß sie Ludendorffstraße. Und heute?

Ich kann nicht ausschließen, dass es wieder ein April war, aber ein dreißig Jahre späterer, als wir genau auf dieser Straße, der heutigen ulica Przemysłowa, allerdings auf ihrer südlichen Seite, Hania nach Hause begleiteten. Es war früh am Abend. Noch hell. Nach einem warmen Tag wurde es kühl. Aber davon merkten wir nichts, nach einem Fläschchen zweifelhaften Weins. Karol war unsterblich in Hania verliebt, und ich, der ich mir ein bisschen wie ein Anhängsel vorkam, war ihrem tête-à-tête nur im Wege. Die nächste Straße, einstmals die Ludendorffstraße, war jetzt – Nomen est

Omen – nach Hanka Sawicka benannt. Und dort, irgendwo in der Nähe des Krankenhauses, wohnte sie; die Nummer weiß ich nicht mehr. Vor meinen Augen vollzog sich das Ende einer Liebe. Aber darauf habe ich wohl nicht besonders geachtet. Karol Gaworek (in Kürze Karl Gaworek) hatte bereits den Pass in der Tasche, genauer gesagt, die Ausreisegenehmigung, die es ihm und der ganzen Familie erlaubte, zum Vater zu ziehen, der in Nürnberg lebte.

Keiner unter meinen Kameraden hatte ein solches Talent und eine solche Leidenschaft zum Malen wie Karol. Wir ergingen uns in gemeinsamen Träumereien. Wir vergötterten Paul Klee. Oder vielmehr das, was auf den kläglichen, aber einzig erhältlichen Reproduktionen zu sehen war. Statt die Geheimnisse der Algebra zu ergründen, diskutierten wir abends über die Kunst, wobei wir billige alkoholische Getränke tranken und die billigsten Zigaretten rauchten. Hania wurde bei diesen Treffen gewöhnlich durch ihr Porträt vertreten, das er gemalt hatte. Die Schülerin der Beuthener Ballettschule hatte ihm für das Porträt im Glanze ihrer choreographischen Uniform Modell gestanden. Alles in allem habe ich sie vielleicht zweimal gesehen. Bildhübsch. Wenn ich gekonnt hätte, hätte ich auf die Freundschaft gepfiffen und sie Karol ausgespannt. Aber er, ein schöner Kerl, war mir haushoch überlegen. Aussichtslos für mich. Außerdem war es eine so tragisch gegenseitige Liebe, wie sie nur bei Siebzehnjährigen vorkommt. Sie wusste von seiner allernächsten Zukunft vermutlich sehr viel mehr als ich. Er ließ den Eisernen Vorhang während einer der kurzlebigen Liberalisierungswellen im Jahr 1958 hinter sich. Damals reiste man nur in eine Richtung. Für immer. Trotzdem verlor ich seine Freundschaft nicht. Vielleicht verlor auch sie die Liebe nicht. Auf jeden Fall aber den Geliebten.

Und noch einmal etwas mehr als dreißig Jahre nach jenem Abend griff ich in einem freien Moment auf einem Postamt in Mönchengladbach nach dem Telefonbuch von Nürnberg. Und ich fand, was ich suchte. Karl Gaworek. Gleich notierte ich mir die Nummer. Ich ging zum Münztelefon. Ich lauschte auf den Rufton. Würde er sich an mich erinnern? Aber niemand nahm ab. Tags darauf dasselbe. Ich versuchte es dann noch einmal vom Hotel in Köln aus. Ohne Erfolg. Abends fuhr ich nach Polen zurück. Geblieben ist also nur diese Erinnerung an den Aprilmittag, als wir Hania in die einstige Ludendorffstraße begleiteten, die später ulica Hanka Sawickiej hieß und von der ich nicht einmal weiß, wie sie heute heißt. Genau dreißig Jahre, nachdem Paul dort entlanggegangen oder eigentlich unter dem unverhofft vom Glück und dem Lächeln des Chefredakteurs

geblähten Segel entlanggesegelt war, genauso ahnungslos wie wir damals, was die einstigen und künftigen Änderungen der Namen von Straßen, Städten und Ländern betraf.

Ich wusste wirklich nicht, wie diese Straße heißt. Seit jenem April waren reichlich dreißig Jahre verstrichen, als ich mich abermals in Bytom befand. In der Erledigung der Dinge, die mich dorthin geführt hatten, trat eine einstündige Pause ein. Ich nutzte diese Frist und die Tatsache, dass es nur ein paar Querstraßen weiter war, und begab mich auf den Weg, den Paul gegangen war. Das Gebäude, in dem einst die Redaktion der »Ostdeutschen Morgenpost« gesessen hatte, leer und ungenutzt, verharrte in einem postmortalen Zustand. Es sah aus wie die typischen Opfer der modernen polnischen Privatisierung in der Dritten Republik. So sehr ich auch meine Augen, mein Gehör und meine Vorstellungskraft anstrengte, ich sah nichts als leblose Fenster. Nichts, was ich gekannt hätte. Und niemanden, mit dem ich hätte Bekanntschaft schließen wollen. Zwei träge Arbeiter, die ein Loch im Asphalt übertünchten, mit behelfsmäßigen Instrumenten: Schaufel, Stock, Harke. Ich schaute mich um. Möglich, dass die Schlachtereier hinter der Mauer noch existierte. Aber kein Laut. Kein Gestank. Ich schaute noch einmal zurück und ging fort. Ich stellte mir vor, dass Paul, wenn auch unsichtbar, neben mir gehen könnte. Kurz darauf würden wir zu der Straße kommen, wo er, wenn er nach links abbog, nur noch ein paar Schritte bis zu dem Haus haben würde, das einmal Herrn und Frau Kopietz gehört hatte. An dieser Kreuzung ging ich nach links. Genau das war früher die Ludendorffstraße gewesen. Ich schaute auf das Schild. Jetzt hieß sie ulica Grota-Roweckiego.

© by Henryk Waniek 2003

*Aus dem Polnischen von Friedrich Griese*

Foto aus Beständen des Verlags Wydawnictwo Dolnośląskie